

Wie's gemacht wird.

Die Firma **Mar Ebert** in Dresden, A. 19, Fabrik für Reißartikel ist gegenwärtig gut beschäftigt. Sie stellt aber beileibe nicht jede Arbeitskraft, die bei ihr zu arbeiten bereit wäre, ohne weiteres und unbesehen ein, sondern sucht zunächst deren früheren Arbeitgeber zu ermitteln und sendet dann an die betreffende Firma einen gedruckten Zettel folgenden Inhalts:

„Die bei Ihnen als Arbeiterin beschäftigt gewesene bewirbt sich bei mir um Arbeit. Ich erlaube mir, Sie um Verantwortung nebensetzender Fragen unter Rückgabe dieser Drucksache höflichst zu bitten. Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen und bin zu Gegendiensten stets gern bereit.“

Dresden, den

Hochachtungsvoll
Mar Ebert.

Die „nebensetzenden Fragen“, um deren Beantwortung höflichst gebeten wird, lauten:

Führung Leistungen Entlassungsgrund Letzter Stundenlohn Verdienst in der Stunde Verdienst in 14 Tagen Unterschrift Firmenstempel

Die Reißartikelfabrik **Mar Ebert** in Dresden fordert also von der Firma, in der eine von ihr einzustellende Arbeitskraft früher beschäftigt war, einen genauen Steckbrief des betreffenden Arbeiters oder der Arbeiterin ein. Von dem Ausfall dieses Steckbriefes macht sie die Einstellung abhängig. Daß die auf dem Fragezettel verlangten Lohnangaben nicht zur Aufbesserung der Löhne benötigt werden, läßt sich denken. Es dürfte genügen, diese eigenartigen Praktiken der Firma bekannt zu geben. Wenn derartige Sachen in der Kriegszeit mit ihrem Burgfrieden und dem zurzeit in der Reißartikelfabrik herrschenden Arbeitermangel möglichst hindern, dann wird von manchem Unternehmer nach dem Kriege jedenfalls noch manches andere zu erwarten sein. Möchten die Arbeiter daraus lernen, sich durch festen Zusammenschluß in der Gewerkschaftsorganisation gegen solche Steckbriefmethoden zu schützen.

Mode, Eleganz und Frauenberuf im Kriege.

Jeden Morgen steigt in die Bahn, die die Frauen und Männer zu der Arbeitsstätte bringt, eine junge Dame. Sie ist elegant, man darf ruhig sagen, nach dem neuesten Schick geteilt, sie trägt den kurzen, weiten Rock, die hohen Schmüßstiefel, über die viel und abfällig gesprochen wurde, sie hat die eleganteste Form des Hutes auf, die man sich denken kann. Was Wunder, daß sie Aufsehen erregt, und wenn sie merkt, daß hier und da über sie getuschelt und geflüstert wird, kommt zuweilen ein leises Lächeln in ihr Gesicht. „Angst fehlte sie unter der Schar der Fahrgäste, und als sie wiederkam, sah sie trauernd und verweint aus, man las ihr den Kummer von dem schönen Gesicht ab, die Sorge sprach aus den Augen. Ein junges Ding, offenbar gleichfalls eine „Arbeiterin“, sah die junge Dame und schlug entsetzt die Hände zusammen: „Diese Eleganz ist doch aber jetzt sehr unangebracht“, sagte sie laut zu ihrer Nachbarin und offenbar in der Absicht, daß die Trägerin der schönen Kleidung das hören sollte. Sie hatte es auch vernommen. Eine leichte Röte stieg in ihr Gesicht, dann wandte sie sich ein wenig um und sagte mit leiser Stimme:

„Die Kleidung gehört zu meinem Beruf, mein Fräulein, ich arbeite wahrscheinlich mehr als Sie; denn ich sorge für zwei Kinder, während mein Mann schon fast zwei Jahre im Felde ist.“

Zahllose Frauenberufe haben sich der weiblichen Bevölkerung gerade im Kriege erschlossen, Stellungen, zu denen sie sich sonst vergebens gedrängt haben, sind für diejenigen frei geworden, die Kenntnisse und Verstand haben. Und nicht jede Frauenarbeit kann nach dem gleichen Maßstab gewertet werden. Die Schaffnerin auf der elektrischen Bahn trägt das Zeichen ihrer Arbeit sozusagen auf der Stirn, die Uniform gewährt ihr den Schutz, den sie als Vertreterin des Gatten zu beanspruchen hat. Die Briefträgerin ist durch ihre Mütze gekennzeichnet, und viele andere Frauen, die in rastloser Arbeit tätig sind, um das Heim während der Zeit des Krieges erhalten zu können, um den Kindern Brot nach Hause zu bringen, müssen — so einfach wie nur denkbar gelehrt einhergehen.

Nehmen wir nun die anderen Frauen, denen es gelungen ist, in einem großen Betrieb eine leitende Stellung zu erhalten. Von ihnen wird ja in erster Linie ein Ausschlag verlangt, daß sie ohne weiteres als die Vertreterin des Chefs kennzeichnet. Sie müssen sich durch eine besonders gewählte Kleidung von dem übrigen Personal der arbeitenden Frauen abheben. Zahlreiche Frauen, die vor der Ehe im schauspielerischen Berufe tätig waren, haben sich jetzt, da der Ernährer das Feld seiner Tätigkeit verlassen mußte, wieder der Bühne zugewandt, und wie ja jeder aus eigener Erfahrung weiß, verlangt das Publikum, sei es in der Großstadt, sei es in einer kleineren Stadt, von der Bühnenkünstlerin die Kleidung, die man als tonangebend und maßgebend für das, was getragen wird, anerkennt. Ist die Betreffende gar gezwungen, erst ein Engagement zu suchen, dann spielt die Kleiderfrage für sie die erste Rolle. Der Agent, der ihr die Stellung vermitteln soll, der Leiter der Bühne, der sie in den Kreis seiner Mitglieder aufnehmen will, beurteilt sie nach ihrer Erscheinung und gibt ihr — nicht zuletzt auch nach dem Eindruck, den sie zuerst auf ihn macht — ihren Lohn und die Rolle, die sie spielen soll.

Jüngst suchte ein großes Unternehmen, das für die deutsche Mode im Inlande und auch im neutralen Auslande Propaganda machen wollte, eine Dame, die sich für diesen Zweck besonders eignet. Das Inseerat, das in den verschiedenen Tageszeitungen abgedruckt war, verlangte ausdrücklich eine Frau, die mit den einschlägigen Dingen Bescheid wüßte, die selber über viel persönlichen Geschmack verfügen sollte und deren Meinung maßgebend für die Entwicklung der Mode werden konnte. Man vermag sich für diesen Posten undenkbar eine Frau vorzustellen, die nicht selbst durch ihre Erscheinung und Kleidung Reklame für ihre eigene Person macht.

Noch zahlreiche andere Berufsarten der Frauen ließen sich nennen, in denen die Anforderungen an Eleganz und Mode Bedingung geworden sind oder es auch von jeher waren. Wer Einblick in manches Gewerbe genommen hat, der wird auch bald anders urteilen lernen. In der Kinematographie z. B. finden ungezählte Frauen und Mädchen Brot und Beschäftigung. Sobald die Termine für die Aufnahmen bekannt werden, stellen sich die Statistinnen ein und werden von den Regisseuren teils nach ihrem Äußeren beurteilt und angestellt. Da die Kompariererin und die Statistin keine großen Anforderungen an Können und Spielen stellt, genügt es, wenn sie für das, was sie zu tun haben, gut aussehen und der Mode entsprechend

gekleidet sind. Schon manches Mädchen, manche Frau, die ihr letztes Einkommen für das entsprechende Gewand angelegt hat, ist auf diese Weise „entdeckt“ worden, ihr Talent wurde erkannt, und sie war in die Lage gesetzt, sich eine Lebensstellung zu erringen.

Mittelmäßige Frauen, die ihre Zeit und ihr Geld für die Kleidung ausgeben, wird man immer haben, im Kriege und im Frieden. Frauen, die nur an sich und ihren Hund denken, die ohne höheren Sinn leben und keine Aufgabekennen, als sich für der Mode entsprechend anzuziehen, wird man stets mit einem leisen Lächeln abtun.

Löhnungszuschuß und Unteroffiziersentwöhnung für die Familien der Unteroffiziere des Friedensstandes.

Eine Verordnung des Kriegsministeriums vom 16. August bestimmt, 1. daß allen Unteroffizieren des Friedensstandes mit Familie — also auch den Befehl empfangenden, sowie den als Offiziers- und Beamtenstellvertreter verwendeten Unteroffizieren des Friedensstandes — Löhnungszuschüsse in folgender Höhe zu zahlen sind: I. bei gemeinsamer Haushaltsführung: für Familien ohne Kinder täglich 20 Pfg., für Familien mit einem Kind täglich 40 Pfg., für jedes weitere Kind täglich 10 Pfg. mehr. II. bei getrennter Haushaltsführung: für Familien ohne Kinder täglich 1 Mk., für Familien mit einem Kind täglich 1,20 Mk., für jedes weitere Kind täglich 10 Pfg.; 2. daß alle, also auch die mit ihrer Familie einen gemeinsamen Haushalt führenden, und nicht nur, wie bisher die von ihrer Familie getrennt lebenden, auf Selbstbeschaffung ihrer Unterkunft angewiesenen Unteroffiziere des Friedensstandes mit Familie, soweit sie bisher Naturalquartierverweis bezogen haben, an Stelle dieses Naturalquartierverweises die in dem Erlaß vom 24. November 1914 erwähnte Unteroffiziersentwöhnung von 60 Pfg. täglich erhalten. Diese Bestimmungen haben Wirksamkeit vom 1. Juli 1916 ab bis zur Beendigung des Krieges.

Arbeiterinnen in der amerikanischen Schuhindustrie.

Nach einem Berichte des Arbeitsdepartements der Vereinigten Staaten werden in der Schuhlepperei Tausende junger Arbeiterinnen zu Löhnen beschäftigt, die die gewöhnlichen Arbeiterinnenlöhne beträchtlich übersteigen. Die Schuhfabriken in Massachusetts zählten 80 000 Arbeiter, darunter 35 Prozent weibliche. Die meisten Arbeiterinnen entfallen nach dem Berichte auf die Stepperei, wo sie ihre beste Arbeit leisten. Noch nicht versucht haben Frauen bisher das Zuschneiden, Zwickeln und Sohlennähen, aber das Packen der Schuhe, das früher Männerarbeit war, wird jetzt meist von Frauen besorgt. Zahlreiche Frauen findet man auch bei den Zusammensetzmaschinen und beim Oesen- und Knopfschneiden. Für diese Arbeit betragen die Frauenlöhne im Durchschnitt wöchentlich 10 Dollar und mehr. Dieser amtliche Bericht, nach dem die Arbeiterinnen in Schuhfabriken gut bezahlt werden, stimmt mit gewöhnlichen Erklärungen seitens der Schuhfabrikanten so wohl wie der Arbeiter überein. Man hört drüben in der Schuhbranche oft, daß die Stepperinnen die best bezahlten von allen Arbeiterinnen seien.

Das Gasthaus der Witwe Schabaz.

Eine Geschichte von Geyp Verten.

(Schluß.)

„Adelheid! Adelheid!“ rief es drohend und bittend und bittend und drohend aus der Gaststube. Dann hörte man wieder daraußgehen, „Gott erhalt den Kaiser Franz“, in das Männerstimmen singend und gröhend einfielen. Der Johann rief Adelheid an sich. „Büß di Gott!“ flüsterter. „Büß di Gott!“ gab die Adelheid zurück, „und kumm gesund wieder, gell!“ „Ja?“ sagte Johann dumpf, ließ sie los und ging des Weges hinab, der gegen Obergang führt. Die Adelheid stand noch eine Weile auf der steinernen Schwelle und schaute ihm nach. Aber das „Gott erhalt den Kaiser Franz“ war aus und in die Stimme der Witwe mischten sich die der Gäste: „Adelheid! Adelheid!“

Die Witwe Schabaz empfing das Mädchen: „Na, is er endlich furt? Ich hoab scho glaubt, er nymat di mit. Hoat er ah soane zwoa Seidel bezahlt?“ „Ja“, sagte die Adelheid und weiter nichts. Die Witwe fing wieder an, die Mundharmonika zu blasen und einer der Gäste nahm die Adelheid und schwenkte sie herum. So ging es den ganzen Abend. Die Witwe spielte, und die Adelheid tanzte und weinte dabei, schenkte Bier und Schnaps ein, wobei ihr die Tränen mit in die Gläser rannen, tanzte wieder und ging von einem Arm in den andern.

Das war der letzte Tag für lange, an dem es im Gasthaus der Witwe Schabaz lustig berging. Es kamen trübe und einsame Tage, wo kein Gast sich zeigte. Die Witwe kaiff die Lippen zusammen und öffnete sie nur, um zu rufen: „Adelheid!“ Und das geschah oft. Denn sie hatte immer etwas anzuordnen. So ging der Herbst dahin und kam der Winter mit Regen und Schnee und Schnee und Regen.

Die Adelheid starrte den Weg nach Grund hinunter, so oft sie einen Augenblick Zeit hatte, starrte den Weg hinauf,

der über den Kreuzberg nach Georgental führte. Aber der Postbote kam nicht. Eines Tages aber humpelte etwas heraus den Berg, kam näher und näher, und die Adelheid glaubte eine Uniform zu erkennen. Sie hinaus aus der Stube, trotzdem es hinter ihr her schrie und belsterte: „Adelheid! Adelheid!“

Sie lief den Berg hinab und fiel in die Knie, als sie in dem blaffen Menschen auf den Stelzen an beiden Beinen, mit den von den Krücken hochgeschobenen Knien ihren Johann erkannte. Sie lag einen Augenblick auf den Knien und sah mit einem wahren Entsetzen, mit einer Angst auf Johann. Dann sprang sie auf. Die Tränen quollen ihr in die Augen; aber sie kannte sie und ließ sie nicht rollen. „Johann“, sagte sie einfach und streckte ihm die Hand entgegen. Der Johann sah sie mit einem halb wirren Blick an: „Die Voanner sind weg. Magst an halben Menschen no?“ Die Adelheid drückte ihm nur stark die Hand und geleitete ihn den Weg hinauf.

Die Witwe Schabaz empfing die beiden, und wie eine Befriedigung fast huschte es über ihr Gesicht, als sie Johann sah: „Schau di nach an andern um, Adelheid“, sagte sie gelassen. „Wenn oaner toane Voanner mehr hoat und nit mehr laufen toa, — is fei Leben nig nutz af der Welt. So is!“ Der Johann sagte nichts und setzte sich an den Tisch: „Nan Schnaps, Adelheid!“ Die Adelheid erschrak über den Ton seiner Stimme und brachte den Schnaps. Er trank das Glas auf einen Zug aus. „Nan Schnaps, Adelheid!“ rief er und stieß das Glas heftig auf den Tisch. Adelheid erschrak noch immer, brachte den Schnaps und sagte leise: „Johann!“, „Wann oaner toane Voanner mehr hat, is er nig nutz af der Welt!“ murmelte er. Die Witwe Schabaz kicherte: „Stiegst es, Adelheid, er joagt's selbsten. Schau di nach an andern um. Mei Gasthaus kriagt nur oaner, der sein Voanner hat!“

„Dast recht, alte Schlumpen!“ schrie der Johann und haute auf den Tisch, daß das Schnapsglas herunterfiel und auf dem Boden zerstückelte. „Adelheid! Adelheid!“ schrie die Witwe. „Dös jast er; dös jast er!“ Die Adelheid hob die Scherben vom Boden auf. Der Johann warf

einen Kronenzettel auf den Tisch, nahm seine Krücken und humpelte auf die Adelheid zu: „Gehst mit?“ Es gab ihr einen Quack. Aber seit fünfzehn Jahren hat sie um den Gasthof der Witwe Schabaz gebiet — sie blieb wie angewurzelt stehen und ließ den Johann allein forthumpeln. „Adelheid! Adelheid!“ ließ ihn gehen, — er hoat ja jast!“ kicherte die Witwe Schabaz.

An demselben Abend trug Adelheid die Tante auf ihren starken Armen die Treppe hinauf und brachte sie zu Bett. Dann ging sie, wie gewöhnlich, das ganze Haus von dem Speicher bis zum Keller ab. Aber sie schritt nicht die Treppe hinauf zu ihrer Kammer; sie ging zur Haustür hinaus, über den Weg und gerabeg auf den Dümpel. Ein leiser Luftschrei: „Jesso, Maria und Joesel!“ und dann noch ein Luftschrei.

Am anderen Tage zog man die Adelheid tot aus dem Dümpel. Aber ein Unglück kommt selten allein. Die Adelheid lag aufgebahrt unten in der Wirtsstube. Die Witwe oben im Bett. Die beiden Totenwächter hatten genug Schnaps getrunken, Abend war es und sie schliefen ein. Auf einmal stand das Haus lichterloh in Flammen. Die Strohnocken der Dachziegel gaben ein schönes Feuer und das Gebälz war alt und trocken. Die Totenwächter retteten gerade noch das Leben. Von oben her schrie, winselfte es: „Adelheid! Adelheid!“ Aber das ganze Obergeschloß war ein Flammenmeer. „Adelheid! Adelheid!“ gelte es durch den Abend. Die Umstehenden erschrafen und besten. Die Witwe Schabaz hatte ein jähes Leben. Mit dem Zusammensturz des Daches erst verstaunte der Ruf: „Adelheid! Adelheid!“

Die lange Weile entlang humpelte währenddem ein Mann in Uniform, die Weite sah ihn schief auf dem Kopf. Sein Blick war wirr. Sie und da blieb der Mann stehen, sah rückwärts, wo der Himmel rot war vom Brande des Gasthofes der Witwe Schabaz. Dabei murmelte er vor sich hin: „Sind noch zu was guat — die ohne Voanner sind scho noch zu was guat — so is!“

